

Mc Brien, Richard: *Was Katholiken glauben. Eine Bestandsaufnahme. 1: Menschliche Existenz – Gott – Jesus Christus; 2: Die Kirche – Christliche Existenz.* Verlag Styria, Graz, Wien, Köln 1982. 447 und 551 S. Kart. iSch DM 88,-.

Das aus Amerika kommende umfangreiche Werk, das seiner Art nach unter die früher bekannten »Laiendogmatiken« eingeordnet werden dürfte, unterscheidet sich doch in Anliegen und Zielsetzung erheblich von jenen Vorgängern: es will, aus den Erfahrungen der Seelsorge kommend, »die alten Gegensätze zwischen konservativen und progressiven Christen überbrücken« (S. 9). Als Mittel dazu dient die geschichtliche Erklärung des sich wandelnden Glaubens und seiner Inhalte, zu welchem Zweck regelmäßige historische Durchblicke bezüglich der einzelnen Lehren geboten werden, die allerdings keine tiefer dringende Problemgeschichte zu bieten vermögen. Bezeichnenderweise werden innerhalb dieser geschichtlichen Reminiszenzen auch die Konzilien und die dogmatischen Lehrentscheidungen eingefügt, was auf ihre vornehmlich historische Bedeutung für die Gegenwart hinweist. Sie sind wesentlich dazu bestimmt, den gegenwärtigen theologischen Stand als den qualitativen Gipfel der Entwicklung auszuweisen, aus welcher auch eine Erklärung des Entstehens der heutigen Krisensituation in Glauben und Kirche möglich erscheint. Schon bei der Diagnose dieser Krise zeigt sich etwas von dem mehr beschreibenden, informativen Charakter des Werkes und seiner schulmäßig-pragmatischen Art: es werden einzelne Phänomene (mehr oder weniger gleichrangig) nebeneinander gestellt (wie etwa »*Humanae vitae*« und der Verlust an übernatürlichem Denken als Erklärungsgrößen), ohne daß es zur Wesenserhellung der Gründe käme. Der zeitgemäßen Neigung entsprechend, erfolgt (nach einer relativ knappen Ausführung der Einleitungsfragen über Glaube, Theologie, Lehrmeinung [das »Dogma« erscheint nicht als Thema in der Inhaltsübersicht]) der Ansatz bei der »menschlichen Existenz«, nach der auch der Glaube mensuriert werden muß. Dem entspricht auch der das Ganze bestimmende Grundsatz, daß hier auf »das Personale« des Glaubens der Nachdruck gelegt werden soll, »nicht auf das Erkenntnismäßige oder Aussagenhafte« (S. I, 29), wobei nicht bedacht ist, daß die Person in ihrem Selbstvollzug auf »gegenständliche« Wahrheit angewiesen ist. Innerhalb der Auslegung der menschlichen Existenz, wird mit Recht dem Verhältnis von »Natur und Gnade« (I, 131) eine besondere Gewichtung zuerteilt, an der der einzigartige Transzendenzbezug des Menschen

aufgehen kann. Die Behauptung allerdings: »Wenn die Gnade die Natur voraussetzt, so setzt auch die Natur die Gnade voraus« (I, 139) erscheint wie verrenkt und den wirklichen Problemzusammenhang verwirrend. Das mag z. T. im Ausfall der Schöpfungslehre seinen Grund haben (die ausführlichere Worterklärung von »Schöpfung« [S. 188–190] ist kein vollwertiger Ersatz), die auch für die Anthropologie bestimmend bleiben müßte, weil sonst (wie es hier tatsächlich geschieht) u. a. auch das wesentliche Axiom von der natürlichen Gottebenbildlichkeit verloren geht. Die so dargebotene »Theologie der menschlichen Existenz« (die in in der kurzgefaßten Ursündenlehre die Bedeutung des Risses in der Gottbeziehung nicht voll wertet), vermag so die geweckten Erwartungen nicht zu erfüllen. Das gilt in ähnlicher Weise von der erst nach der Anthropologie gebotenen Gotteslehre, die mit der mißverständlichen Erklärung beginnt, daß die Realität Gottes zur Definition des Menschseins gehört (was Gott zu einem Moment am Menschen machen könnte und die Gefahr eines unausgewogenen Anthropozentrismus heraufführt). Die fundamentale Lehre wird aber nicht eigentlich in der ihr zukommenden theologisch-dogmatischen Richtung entwickelt, sondern ufert in das Beiwerk der Religionsgeschichte aus, als deren Endergebnis die Forderung nach absoluter (auch dogmatischer) Toleranz gegenüber den großen Religionen (man fragt sich: warum nicht auch gegenüber den kleinen Sekten) verbucht wird. Die Lehre von dem einzigen Mittler Jesus Christus (nach 1 Tim 2,5) wird nur als zur ersten Etappe der Geschichte des Verhältnisses von Christentum und den anderen Religionen gehörig ausgegeben (S. 224). Unter deutlichem Abgehen von der sonst immer unter den historischen Voraussetzungen aufgeführten Kirchenlehre wird die Nichtausweisbarkeit der Existenz Gottes (I, 159, 231 u. ö.) vertreten, was zu einem milden Agnostizismus führt, der sich in der inhaltlichen Dürtigkeit dieser Gotteslehre auswirkt, in der unter den Attributen Gottes nur die Vaternvorstellung kurz erörtert wird (I, 269 f) und Gott so eigentlich der »Mann ohne Eigenschaften« bleibt. So erweist sich theologisch auch die Trinitätslehre für den Autor als ein spröder Gegenstand, der weder nach seiner glaubensmäßigen Tiefe noch nach seiner lebensmächtigen Ausstrahlung hin ausgearbeitet wird.

Demgegenüber hebt sich die Christologie zunächst vorteilhaft durch ihre größere Ausführlichkeit ab, die allerdings vorzugsweise durch die Deskription der verschiedenartigen christologischen Lehrtypen in Vergangenheit und Gegenwart bestimmt ist, denen gegenüber der Verfasser

am Ende selbst eine gewisse Verlegenheit eingesteht: »Wie soll man aber einen solch weiten Spielraum von theologischen Positionen bewältigen?« (S. 397). Er erscheint hier tatsächlich nicht bewältigt (trotz des Einschubs der historisch gewerteten altchristlichen Konzilien), wenn es heißt: »Jesus Christus ist das spezifisch Christliche im Christentum« (S. 397). Das zeigt sich u. a. an der Wertung der jungfräulichen Empfängnis Jesu als bloßen Theologumenons (S. 403 ff), das die Kirche angeblich nicht ausdrücklich definiert habe. Offensichtlich zur Angleichung der Christusgestalt an modernes Empfinden wird auch über die »Sexualität Jesu« reflektiert (S. 419 ff) unter unwidersprochener Einbeziehung der Meinung eines anglikanischen Bischofs über homosexuelle Neigungen Jesu. Auch wenn das theologische Niveau nicht immer auf diesen Stand absinkt, gewinnt es doch keine dem Neuansatz des Christusereignisses und seiner Vergegenwärtigung in der Kirche entsprechende Höhe, was sich ebenso auch in der kurzatmig angesprochenen Mariologie beweist, in der als Mariendogma nur die unbefleckte Empfängnis und die Assumptio erwähnt sind (II, 268 f). Das zeigt sich auch in der Ekklesiologie, in welcher unter der Kirche die Gemeinschaft aller Christen verstanden wird. In Konsequenz wird aus der Ekklesiologie des Zweiten Vatikanums die Unhaltbarkeit der Lehre abgeleitet, »daß die römisch-katholische Kirche allein die eine und wahre Kirche Christi sei« (mit Verweis auf die Wahrheit auch außerhalb ihrer) (II, 138). Entsprechend wird auch der spezifische Anspruch des Katholischen an anderen Stellen reduziert, z. B. in der Eucharistielehre, bei der die biblische Begründung nur auf das Mahl, nicht aber auf das Kreuzesopfer abhebt. Bei der hier angenommenen Mindergewichtigkeit des Opfercharakters kann die Übereinstimmung in dieser Frage mit anderen christlichen Konfessionen leicht behauptet werden (II, 171). Auch die neuere Problematik um die Theorien der »Transfinalisation« und »Transsignifikation« erfährt keine kritische Sichtung (II, 169).

Dieser deutlich zutage tretenden Zurückhaltung bezüglich des Eindringens in die dogmatische Wahrheit entspricht am Schluß (in Parallele zum Anfang) eine Deskription der »christlichen Existenz« (II, 287–511). Sie hat wohl ihren Zielsetzung in der Behauptung: »Katholizismus ist ein Verstehen und Bejahen der menschlichen Existenz und erst in zweiter Linie eine gemeinschaftliche Überzeugung im Hinblick auf den Papst, die sieben Sakramente und Jesus Christus« (II, 495). Auch Jesus Christus steht hier demnach »im zweiten Glied«, dessen notwendige Existenz auf

Grund des Vorhergehenden nicht einsichtig ist. Bemerkenswert bleibt es, daß diese Interpretationen wesentlich aus dem Zweiten Vatikanum abgeleitet werden, das offenbar gegen solche Mißdeutungen nicht gefeit ist.

Wenn man das fleißige, mit vielen richtigen Erkenntnissen ausgestattete Buch in die vom Verfasser weitläufig herangezogene Theologiegeschichte einordnen möchte, dann dürfte man es mit den kompendiösen »praktisch-religiösen Handbüchern« der Aufklärung vergleichen. Es waren trotz ihrer hochangesetzten Ansprüche Beispiele einer großen theologischen Verlegenheit.

*Leo Scheffczyk, München*